

Die Lomonossow Universität

Studentenleben in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

Dort, wo die Moskwa wieder einmal eine ihrer vielen für sie so typischen weitausholenden Kehren beschreibt, um sich an einer Hügelandschaft im Südwesten Moskaus zu reiben, da steht sie, eine von den „sieben hässlichen Schwestern“ Stalins.

Auf dem Niveau der Sperlingsberge erhebt sich der imposante Gebäudetrakt der Moskauer Staatlichen Universität, (МГУ) die den Namen des russischen Universalgelehrten Michail Wassiljewitsch Lomonossow trägt.

Von einem vierköpfigen Architektenkollektiv entworfen und gebaut, die auch für den Bau der Großherberge > Ukraina <, dem Außenministerium und einiger anderer im „Stalinbarock“ hingeklotzter Großbauwerke verantwortlich zeichnen, hatten diese Bauwerke im Volksmund bald die Bezeichnung „Stalins hässliche Schwestern“ bekommen. Auch die Volksrepublik Polen bekam solch eine hässliche Schwester in Form des großen Kulturpalastes in Warschau geschenkt, von dem die Polen sagen: „Am schönsten erscheint unser Warschau von der Aussichtsplattform des Kulturpalastes, denn da sieht man Stalins hässliche Schwester nicht!“

Vielleicht leide ich an Geschmacksverirrung, denn ich finde den riesigen Gebäudekomplex der Lomonossow-Universität nicht nur sehr zweckmäßig durchdacht und konstruiert, sondern auch von seiner imposanten Erscheinungsform her durchaus als gut gelungen.

Gewiss, die 80 m hohe Turmspitze aus Nirostahl auf dem mittleren Turmtrakt erfüllt keine wesentliche Funktion, außer der, dem Gebäude den Status als höchste Universität der Welt zu verleihen. Auch die vier Turmaufbauten an den beiden Seitenflügeln haben kaum eine nennenswerte Funktion und die vielen Erker und der andere, den typischen „Stalinbarock“ ausmachenden Schnickschnack hätte man weglassen können. Dennoch ist die Lomonossow Universität ein durchaus funktionaler Zweckbau.

Das kommt erst dann richtig zur Geltung, wenn man die Massen junger Studenten aus der Metrostation > Университет < strömen sieht, die alle in Richtung Universitäts-Campus eilen. Auch die vier Trolley-Buslinien, sowie die zwölf Stadtbushlinien, die rund um den Universitäts-Campus ihre Haltestationen haben und eine große Menge junger Studenten aus allen Stadtteilen Moskaus zur Universität befördern. Kämen dann noch die weit über 24 000 Studenten hinzu, die im Universitätsgebäude selbst untergebracht sind, dann wäre das Verkehrs-Chaos zu Vorlesungsbeginn perfekt. Doch selbst der größte Menschenstrom ist innerhalb kurzer Zeit ohne Drängelei in den verschiedenen Universitätsgebäuden verschwunden.

Obwohl ich Absolvent der Lomonossow-Universität bin und immerhin sechs Jahre und sieben Monate in Moskau studiert habe, gab es die hier beschriebene Universität zu meiner Studienzeit noch gar nicht.

Vor dem Bau des heutigen großen Gebäudekomplexes der MGU lagen die verschiedenen Fakultäten der Lomonossow-Universität im gesamten Stadtgebiet von Moskau verteilt, was für eine Anzahl der geisteswissenschaftlichen Fakultäten noch heute zutrifft.

Als ich mein Studium mit dem Examen als Staatsökonom im Februar 1952 beendet hatte, befand sich der heutige Bau in der Endphase seiner Vollendung.

Dennoch verbindet mich auch mit dem Neubau so vieles, was mich mit Fug und Recht berechtigt, von „meiner“ Universität zu sprechen.

So habe ich nicht weniger als 290 Subbotniki (unbezahlte Sonder-Arbeitseinsätze am Samstag/Sonntag) zu je 10 Arbeitsstunden auf dem Campus der heutigen Universität abgeleistet. Das sind immerhin nicht weniger als 2 900 unbezahlte Arbeitsstunden! Damit dürfte ein wesentlicher Teil meiner Studienkosten abgegolten sein. Den Rest habe ich sicherlich als hochgelobter aber unterbezahlter Staatsökonom abgegolten.

Bei einem dieser Subbotnik-Einsätze habe ich ein nettes russisches Mädchen kennen gelernt, das später dann auch meine Frau geworden ist.

Geht man heutzutage über den riesigen Universitäts-Campus mit seinen zum Teil parkähnlichen Grünanlagen, den sauberen, viele hundert Meter langen schnurgeraden oder exakt kreisrunden Wegen und betrachtet die fast 60 einzelnen Gebäude, die allesamt zur Universität gehören, dann kann man sich nur sehr schwer vorstellen, dass dieses Gelände einmal Moskaus Ski- und Rodelparadies war.

Nach der Fertigstellung des gewaltigen Gebäudekomplexes diente es der Moskauer Intouristenzentrale als eines der wichtigsten Renommier-Objekte, gleich nach dem Kreml und den verschiedenen Metrostationen, die man auch gern als „unterirdische Paläste“ den staunenden Touristen aus aller Welt präsentierte.

Was man diesen hervorragenden Sehenswürdigkeiten nicht ansieht, sind die unmenschlichen Leistungsnormen und die zum Teil recht primitiven Arbeitsbedingungen unter denen diese Renommier-Objekte entstanden sind. Gerade was den Bau der neuen Universität betrifft, kann ich ein Lied davon singen.

Der gesamte Universitätskomplex wird von vier großen Zufahrtsstraßen umrahmt, auf denen sich eine große Anzahl Bushaltestellen und zwei Metrostationen befinden.

Die beiden wichtigsten Zufahrtsstraßen sind der Universitäts-Prospekt im Norden des Campus und der Lomonossow-Prospekt im Süden des Campus. Von diesen beiden Prospekten hat man über einen fast 200 m langen Parkweg direkten Zugang zum zentralen Gebäudetrakt mit dem 240 m hohen Turmaufbau. Beide dieser Haupteingänge weisen zwar ein recht imposantes säulengestütztes Eingangsportal auf, aber der eigentliche Eingang besteht aus drei normalen Türen. Erst bei genauerer Betrachtungsweise fallen die Unterschiede dieser beiden Eingänge auf.

Das Nordportal, vom Universitäts-Prospekt zu erreichen, weist bereits schon durch die aufwendiger gestaltete Parkanlage vor dem Haupttrakt der Universität, sowie auch des viel aufwendiger gestalteten Eingangsportal seinen Status als den eigentlichen Haupteingang zur Universität auf.

So sind die Säulen des repräsentativen Nordportals rund, während sie beim Südportal quadratisch sind. Zudem befinden sich auf der Stirnseite des Nordportals aufwendige Reliefs, die Szenen aus dem Studienalltag darstellen. Zwischen den beiden großformatigen Reliefs befindet sich die Jahreszahl: 1949 – 1953, also die Bauzeit der Universität. Allerdings, die meisten der heute 60 Gebäude auf dem Universitäts-Campus sind erst in den 60-ziger Jahren dazugekommen.

Auf beiden Hauptportalen befindet sich zwar das gleiche stählerne Fahnen Trapez in der Mitte auf dem Portaldach, aber das Nordportal weist zusätzlich noch zwei 8 m hohe stählerne Herolde mit Lanzen in der Hand auf, sowie an der Stirnfront des Portaldaches die Inschrift:

МОСКОВСКИЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ УНИВЕРСИТЕТ ИМ. М. В. ЛОМОНОСОВА

Zusätzlich führt noch eine gepflasterte Auffahrt zum Nordportal, um hochrangigen Gästen und ausländischen Staatsmännern eine repräsentative Ankunft zu gewährleisten.

Die Zufahrtsstraße am Südportal dient lediglich den Zulieferfahrzeugen und Taxis als Zufahrt.

Die Gesamtlänge des Haupttraktes beträgt insgesamt 438 m, wird aber gern mit 450 aufgerundete Meter angegeben. In der Mitte des Haupttraktes befindet sich der Turmtrakt, der durch seine 80 m hohe Turmspitze aus Nirostastahl, auf deren Spitze ein Sowjetstern mit Eichenlaub prangt, eine Höhe von 240 m erreicht.

Mit insgesamt 31 Stockwerke Nutzraum überragt der Turmtrakt die beiden an ihn grenzenden Seitenflügel mit ihren 16 Stockwerke Nutzraum allein schon um das doppelte Nutzraumvolumen. An diese beiden Seitenflügel sind noch einmal zwei niedrigere Seitenflügel angesetzt, die beide noch einmal 8 Stockwerke Nutzraum aufweisen.

Die beiden an den Turmtrakt angegliederten 16 Stockwerke hohen Seitenflügel weisen an ihren vier äußeren Eckpunkten noch einen zusätzlichen 28 m hohen Turmaufbau auf. Auch die beiden daran angegliederten 8 Stockwerke hohen Seitenflügel sind an ihren vier Eckpunkten mit einem zusätzlichen 12 m hohen Turmaufbau versehen.

Der Turm des Turmtraktes ist mit vier großen Figuren, acht vergoldeten Kandelabern und an der Vorderfront mit einem großen stählernen Staatswappen der Sowjetunion geschmückt.

Zusätzlich hat man noch eine Anzahl Betonzinnen um die Turmbrüstung angebracht, so dass nicht ganz ohne Grund von einem „Zuckerbäckerstil“ gesprochen werden kann. Wird abends der Turmtrakt von Scheinwerfern angestrahlt, kommt der „Stalinbarock“ erst richtig zur Geltung.

Vor der Nordfront des Hauptgebäudes sind noch einmal zwei 180 m lange Gebäudetrakte errichtet worden, die nur durch eine schmale Durchfahrtstraße vom Hauptgebäude getrennt sind. Dieser riesige U-förmige Gebäudekomplex, in dessen Mitte sich eine großzügig angelegte Parkanlage befindet, ist das Kernstück der Moskauer Lomonossow Universität und wurde in nur knapp drei Jahren Bauzeit errichtet.

Dieser gesamte Gebäudekomplex weist insgesamt 39 200 Räume unterschiedlichster Größe auf, von denen allerdings allein schon 6 000 4-Bettzimmer für die Studenten sind. Auf dem Rund 360 ha großen Universitäts-Campus gibt es laut der 1978 anlässlich des 25 jährigen Bestehens der Moskauer Staatlichen Universität herausgegebenen Festzeitschrift :

Einen Kulturpalast mit 1 700 Sitzen
ein Studententheater mit 750 Sitzen
einen Sportkomplex mit 2 Freibädern, drei Tennisplätzen und sogar einer Skisprungschanze
zwei Polykliniken
1 Hauptpostamt mit weiteren 12 Nebenpoststellen
eine eigene Ladenstraße
sieben Kinosäle
vier eigene Museen
21 Fakultäten
140 Hörsäle
300 Lehrstühle
452 Laboratorien
1 Bibliothek (Maxim-Gorki-Bibliothek) mit 7,2 Mill. Bände, davon 2,1 Mill. fremdsprachig
1 eigenen Universitätsverlag mit eigener Druckerei mit jährlich 400 Fachbroschüren
1 eigene Zeitungsdruckerei (Zeitungen: Moskauer Universität und Universitäts-Bote)
541 Professoren
1 300 Dozenten
1 230 akademisch graduierte Kader
5 200 cand. Nauk (wissenschaftliche Kandidaten)
26 000 Studenten
15 000 Verwaltungs- und Hilfspersonal

sowie außerhalb des Universitäts-Campus:

1 Studentenheim mit 251 4-Bettzimmern (1 000 Studenten)
1 Studentenheim mit 343 4-Bettzimmern (1 370 Studenten)
1 Universitäts-Hotel
632 weitere Gebäude unterschiedlicher Größe in der gesamten Sowjetunion
2 eigene Forschungsschiffe

Die Ausbildungszeiten betragen in der Regel:

(je nach Studienfach)

Bakkalaureat: 4 – 5 Jahre

Magister: weitere 2 – 4 Jahre

Cand. Nauk: weitere 3 – 6 Jahre

In 35 Ländern der Erde gibt es einen >Verein ehemaliger Lomonossow-Universitäts Absolventen< die sich zumeist auch als Förderverein zur Förderung wissenschaftlicher Programme, aber auch bedürftiger Studenten betätigen.

Ein Negativum, unter dem alle zu Zeiten der Sowjetunion großzügig unterstützten Institutionen leiden, ist der chronische Geldmangel, unter dem auch die MGU zu leiden hat.

Daher wird bei der Bewerbung ausländischer Studenten nicht mehr das äußerst kritische Auswahlverfahren in Anwendung gebracht, sondern die Kopie des Abiturs oder der Matura reicht schon aus, um an einem der vielen unterschiedlichen und zum Teil ziemlich teuren Studiengänge teilnehmen zu können.

Dass es vielen Bewerbern nur darum geht, das begehrte Zertifikat der berühmten Universität in Moskau im Rahmen eines kurzen „Probestudiums“ zu erlangen, wird dabei zwangsläufig in Kauf genommen.

Doch all das hier beschriebene Inventarium gab es zu meiner Studienzeit von September 1945 bis Februar 1952 noch gar nicht. Als ich mit meiner Frau Ludmila anlässlich des 25-jährigen Bestehens der neuen MGU im Juli 1978 an der Jubiläumsfeier in der großen Festaula teilnahm, werkten auf dem großen Universitäts-Campus in der Nähe des Moskwa-Ufers immer noch Bautrupps herum.

In diesem Jahr 2003 feiert die MGU ihr 50. Jubiläum und bereits schon jetzt ließ das Rektorat verlautbaren, dass man sich >bezüglich der Feierlichkeiten entsprechend der Würde der Institution mäßigen wolle!<
Im Klartext: Aus Geldmangel können keine aufwendigen Festivitäten stattfinden!

Doch nun soll erst einmal dem Namenspatron der Universität die ihm gebührende Referenz erwiesen werden.

Michail Wassiljewitsch Lomonossow wurde am 8. 11. (19.11.) 1711 als Sohn eines armen Flussfischers in dem Dorf Denisowka an der Nördlichen Dwina geboren.

Der Geburtsort, ca. 60 Km südöstlich von der Hafenstadt Archangelsk entfernt, trägt heute den Namen Lomonosowo.

Unter größten Entbehrungen konnte sich Lomonossow Schreiben, Lesen und Rechnen beibringen, um dann beharrlich und konsequent einen Ausbildungsweg zu beschreiten, der im damaligen Russland ohne auch nur einem Ansatz von Volksbildung seines gleichen sucht.

Er studierte Naturwissenschaft und Philosophie in St. Petersburg. Mit 27 Jahren studierte er in Marburg und später in Freiburg Chemie, um dann 1745 wieder nach St. Petersburg zurückzukehren und dort als Professor an der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Chemie zu lehren. Ob er während seiner Studienzeit in Deutschland tatsächlich eine deutsche Frau geheiratet hat, wird genauso fest behauptet wie es abgestritten wird. Die in Deutschland erworbenen Kenntnisse bezüglich der Chemie auf mathematischer und physikalischer Grundlage setzte er konsequent gegen alle anderslautenden Lehren seiner russischen Kollegen durch, die noch immer der damals üblichen phlogistonischen (unverbrennbarer Teil verbrennbarer Stoffe) Theorie der Materie anhängen und baute das erste chemische Experimental-Laboratorium Russlands.

Er war Anhänger der atomistischen Theorie und erklärte als erster Naturwissenschaftler die Wärme durch Bewegung und Reibung von Stoffpartikel, bestimmte den Ausdehnungskoeffizienten der Luft, sowie die Schmelzpunkte und Löslichkeit verschiedener Salze.

Auch in der Geographie und Meteorologie schuf er neue Erkenntnisse.

Besonders nachhaltig wirkten sich seine philologischen Arbeiten auf die russische Sprache aus, deren erste Grammatik er verfasste.

Als konsequenter Verfechter des aufgeklärten Absolutismus verband er als Dichter die Traditionen des Barock mit den poetischen Normen des neuen Klassizismus, wo er vor allem die Ausdrucksgenres des höheren Stils der Ode und der Prunkrede pflegte.

Seine Tragödien „Tamira und Selim“, „Demofont“ sowie das Epos „Potr Welikij“ (unvollendet) und sein Werk „Alte russische Geschichte“ weisen Lomonossow als begabten Erzähler und Dichter aus.

Nicht umsonst wird Lomonossow als Begründer der russischen Wissenschaft bezeichnet, denn seine Erfindungen und Arbeitsgebiete erstrecken sich über weite wissenschaftliche Forschungsgebiete.

Auch als Physiker machte sich Lomonossow einen Namen, in dem er die kinetische Theorie von Gasen sowie die Wellentheorie des Lichtes vorwegnahm und die Erhaltung der Materie bestätigte.

Auch als Erzieher war Lomonossow hervorragend tätig, denn erst auf sein Betreiben kam es zur Gründung der ersten Moskauer Universität im Jahre 1755, zu der alle begabten Russen ohne Ansehen von Rang und Namen Zugang haben sollten. Diese von Lomonossow mitbegründete Moskauer Universität erhielt allerdings erst 1940, anlässlich des 185-jährigen Bestehens den Namen Lomonossow verliehen.

Wer also war als Namensgeber einer der größten Universitäten der Erde besser geeignet, als Michail Wassiljewitsch Lomonossow, der sich vom armen Fischerssohn zum größten russischen Universalgelehrten in zumeist autodidaktischer Weise herangebildet hat.

Wissenschaftlich versierte Fachkader mögen heutzutage geringschätzig sagen: Nun was soll's, vielerlei Wissen ist noch lange nicht viel Wissen. Aber unter Berücksichtigung des damaligen wissenschaftlichen Erkenntnisstandes und der heute nur noch spöttisch belächelnden wissenschaftlichen Theorien, waren Lomonossows Arbeiten in vielerlei Hinsicht bahnbrechend zu neuem Erkenntnisstand und oft genug sogar schon als futuristisch zu bezeichnen.

Leider sind viele der wissenschaftlichen Arbeiten Lomonossows erst lange nach seinem Tod am 4. 4. (15.4.) 1765 in St.Petersburg bekannt geworden, weil sie im Archiv der von ihm 1755 mitbegründeten alten Moskauer Universität lagerten.

Außer der alten über das gesamte Moskauer Stadtgebiet verteilten Universität, ist Lomonossow auch noch Namensgeber der großen neuen Moskauer Staatlichen Universität, sowie einiger Orte in Russland wie, sein Geburtsort und das ehemalige Oranienbaum bei St. Petersburg, gegenüber der Insel Kotlan mit der Hafenstadt Kronstadt im finnischen Meerbusen. Auch das frühere Franz-Joseph-Land, eine Inselgruppe im Nordpolarmeer, trägt heute seinen Namen.

Das Leben als Student in der Sowjetunion der Nachkriegsjahre

Die nachhaltigsten Erinnerungen an meine Studienzeit in Moskau von September 1945 bis Februar 1952 lassen sich in einem halben Dutzend negativer Erscheinungsformen darstellen: Hunger, Armut, schwere körperliche Arbeit, ständiger Erfolgszwang, Prüfungsangst und Heimweh.

Den Luxus von zusätzlichem Ungemach wie Heimweh glaubte ich mir schon deshalb leisten zu können, weil sich das Heimweh ganz von selbst einstellt, wenn es einem in der Fremde schlecht geht.

Der einzige Trost für mich in dieser schweren Zeit war, dass auch die Moskowiter erbärmlich hungerten, froren und hart arbeiten mussten.

Für mich als Deutscher, der selbst während des Naziregimes in Deutschland relativ unbekümmert in den Tag hinein lebte, war das Leben in der Sowjetunion eine permanente Ein- und Umstellung auf die Besonderheiten des Alltags in der Sowjetunion.

Alles in der Sowjetunion unterlag der Leistungsnorm und dem Kollektivsinn. Niemand ist für sich allein, entweder man ist Brigademitglied einer Arbeitsbrigade oder man ist Kollektivmitglied eines Kollektivs. Individualismus war suspekt und wurde nicht geduldet.

Auch das Studium in der Sowjetunion war Arbeit und beinhaltete die entsprechenden Leistungsnormen die es unbedingt einzuhalten galt.

Heutzutage ist auch das Studium inzwischen wieder viel legerer als in den ersten Nachkriegsjahren. Das Sommersemester währt heutzutage von Anfang Februar bis Ende Mai und das Wintersemester von Anfang September bis Ende Dezember. Zwischenzeitlich hat der Student Zeit für den Individualerbeitrag.

In der Sowjetunion der Nachkriegsjahre wurden die Studiengänge im Rahmen eines Intensivstudiums mit sechsmonatigen Vollsemestern und anschließender Semesterprüfung praktiziert. Das Benotungssystem war genau in umgekehrter Reihenfolge, wie man es im deutschen Schulwesen kennt.

1 = sehr schlecht, 2 = schlecht, 3 = mangelhaft, 4 = ausreichend, 5 = gut, 6 = sehr gut. Wer so wie ich bei der ersten Semesterprüfung mit der Note 4 in Erscheinung trat, musste sich einer Selbstkritik vor versammelter Studentenschaft und den Dekanatsfunktionären der Fakultät unterziehen. Mit den Noten 3 bis 1 konnte man sein Unglück erst gar nicht übersehen. Da gab es „Erziehungskollektive“, bestehend aus den Strebern unter den Kommilitonen, die einen solchen Kandidaten auf Vordermann brachten.

Ein Großteil der Studienzeit wurde mit fachfremden Themen zweckentfremdet. Da gab es während meines Russischstudiums morgens eine „Politische Zeitungsschau.“ Da wurden innen- und außenpolitische Artikel aus der „Prawda“ und „Iswestija“ durchgekaut. Aber nur einfach die Stunde so absitzen, nach der Devise: Zum einen Ohr rein und zum anderen wieder heraus, war nicht möglich. Unser Politik-Instrukteur (политрук), eine Frau Anna Skruptschenkowa, achtete konsequent darauf, dass jeder seinen Kommentar zu dem einen oder anderen Artikel abgab.

Wir nannten diese Stunde „leninistischer Hungergottesdienst“, weil die Zeitungsschau noch vor dem Frühstück stattfand.

Später dann, während des Ökonomiestudiums wurde sogar das Thema Marxismus-Leninismus als eines der wichtigsten Vorlesungsthemen während der gesamten Studiendauer praktiziert. Schlechte Noten gerade bei dieser Thematik waren besonders verhängnisvoll.

Während eines Ökonomiestudiums ist es so ungewöhnlich nicht, auf die Werke eines Herrn Karl Marx Bezug zu nehmen, aber was dieser politische Mischmasch einer Holzhammerdoktrin von Marxismus-Leninismus in einem ordentlichen Studienfach zu suchen hat, das weiß allein der Teufel.

Selbst die Freizeitgestaltung unterlag einem permanenten Reglement. Jeder Student musste in seiner Freizeit von dem Angebot der Freizeitgestaltung Gebrauch machen. Da gab es einen Schachzirkel, einen Lesezirkel, einen Tischtenniszirkel und einen Leichtathletikzirkel. In einen dieser Zirkel musste man organisiert sein, um seine fortschrittliche Gesinnung auch im Sport unter Beweis zu stellen. Aber Schachspielen nur so aus Spaß an der Freude, da sei Lenin vor! Schließlich war man ja in einem Zirkel organisiert und das verpflichtete zu allererst einmal zu einer unverbrüchlichen Gesinnung zum Kommunismus. Eben diese Gesinnungsäußerung wurde dann auch an der Wand des Schachraumes durch die gängigen Parolen zum Ausdruck gebracht. Die obligatorischen Bilder von Stalin und Lenin gaben dieser Gesinnung zusätzliches Gewicht.

Aber auch die Räume des Ping-Pong-Zirkels und des Lesezirkels waren entsprechend geschmückt, so dass sie eher einem Agitations- und Propagandaraum der KPdSU (Агитпроп-пункт) glichen.

Als dann noch vom Kultur-Sekretariat der Uni die Gründung eines Kulturensemble für jede Fakultät gefordert wurde, konnte ich nur fassungslos den Kopf schütteln.

Wer mit einer Scheibe trocken Brot und zwei, drei kalten Pellkartoffeln als Frühstück zur Vorlesung muss, dem ist nicht zum Singen und Tanzen zumute.

Dennoch wurde auch diese Anordnung konsequent in die Tat umgesetzt. Wenig später hörte man schon die ersten Sänger Loblieder auf den Kommunismus, die ruhmreiche Rote Armee und die Partei singen.

Doch zum Glück konnte man sich auch anderweitig in der Sowjetunion als fortschrittlich gesonnen erweisen und oft brachte das nicht nur einen Extraschlag warmes Essen, sondern was für mich viel wichtiger war, auch ordentliche Kleidung ein.

In einem Staatswesen, wo ganze Heerscharen von politischen Sprücheklopfern ihre Geistesblitze in Form von Kampfparolen aller Art auf die Menschen loslässt, da muss es auch jemand geben, der das weitervermittelt. Im Unterricht bringt das höchstens eine Note 6, aber mit der hungert es sich genau so gut wie mit der Note 1. Also habe ich mich bei verschiedenen Produktionsstätten als Plakat- und Transparentmaler beworben. Dass diese Produktionsstätten von mir bewusst nach der Art ihrer Produktion ausgesucht wurden, verstand sich bei meinem Bedarf an Kleidung und Essen von selbst.

So hatte ich bald eine Anzahl Fabriken als Stammkunden für meine Plakatmalerei gewonnen und bekam so manchen Artikel, der sonst nur unter „gibt es nicht“ im Laden gehandelt wurde. Ganz nebenbei verbesserte diese Tätigkeit sogar meine Note im Fach: Gesellschaftliche Mitarbeit. Für mich bedeutete das zwar nicht mehr als nur einen nützlichen Nebeneffekt, aber da ich ja mit dem Antifa-Status (Antifaschist) in die Sowjetunion gekommen bin, konnte etwas Imagepolitik nicht schaden.

So habe ich mich während der schlimmsten Nachkriegsjahre schlecht und recht über die Runden gebracht und konnte eigentlich mit meinem Schicksal zufrieden sein.

Wenn alles darbt und am Rande der Existenz leben muss, da kommt sich unsereins mit den paar Extrarationen Essen und einer warmen Jacke und Hose direkt schon privilegiert vor.

Eine weitere Einrichtung in der Sowjetunion der Nachkriegsjahre waren die > субботники.< Das sind Arbeitseinsätze am Samstag/Sonntag ohne Bezahlung. Von Lenin in den 20-iger Jahren eingeführt, wurde nach dem Großen Vaterländischen Krieg wieder verstärkt für diese unbezahlten Sondereinsätze geworben. Bisher wurden wir Studenten hin und wieder mal zu einem Subbotnik berufen und wurden dabei mehr beschäftigt, als dass wir ernsthaft arbeiten mussten. Aber im Frühjahr 1949 wurde uns zum Bewusstsein gebracht, das Subbotniki auch in Arbeit ausarten können.

Im März 1949 wurde im Foyer des Gewerkschaftshauses ein Modell der neuen Moskauer Staatlichen Universität ausgestellt. Für uns Studenten wurde der Besuch dieser Ausstellung zur Pflicht gemacht und so ging auch ich hin und las aufmerksam die Daten des monströsen Baukomplexes.

Auf einer Fläche von 1,5 Km Breite und 2,5 Km Länge Stadtrandlandschaft sollten innerhalb von drei Jahren ein großes Sportstadion sowie der Campus der größten Universität der Welt entstehen.

Vierzehn Tage später wurden die ersten 200 Studenten von den verschiedenen Fakultäten am Stadtrand von Moskau im Lenin-Stadtbezirk auf der Baustelle der neuen Universität eingesetzt.

Das waren die echten Freiwilligen!

Im April hatten sich dann alle Studenten Moskaus freiwillig zu Subbotniki auf der Baustelle gemeldet. Das waren diejenigen, die erst hinterher erfuhren, dass sie sich freiwillig gemeldet haben!

Von nun an werkelten jedes Wochenende an die 400 bis 600 Studenten auf der riesigen Baustelle, um ihr Soll von 40 Subbotnikstunden im Monat zu erfüllen. Wahlweise samstags oder sonntags eingesetzt, betrug das Stundensoll pro Einsatz 10 Arbeitsstunden.

Jeder von uns bekam ein Arbeitsbuch, in dem die abgeleisteten Einsätze eingetragen wurden. Einmal im Monat wurden die Bücher kontrolliert und mit einem Kontrollstempel versehen. Sich vor der unbezahlten Arbeit zu drücken war nicht möglich, denn die Brigadeleiter und Hundertschaftsführer waren dafür verantwortlich, dass jeder zum Subbotnik erschien und auch volle zehn Stunden arbeitete.

Auch ich konnte mich nicht mit meiner gesellschaftlich so wichtigen Aufgabe der Plakatmalerei vor diesen Subbotniki drücken. Im Gegenteil, mir wurde gesagt, dass mich niemand daran hindert, auch künftig Plakate und Transparente zu malen, aber mein Stundensoll auf der Baustelle muss ich auf alle Fälle erbringen!

Schließlich hatte ja auch ich mich „freiwillig“ gemeldet!

So war ich von Anfang an dabei und konnte das Werden dieses Mammutprojektes bis fast zu seiner Vollendung miterleben.

Zuerst mussten über 18 m Höhenunterschied in dem Hügelgelände nivelliert werden, damit das Hauptgebäude waagrecht stehen kann. Immerhin zieht sich die Vorderfront dieses Gebäudetraktes 438 m in die Länge. Mit schweren Raupenschleppern wurden Tausende von Kubikmetern Erdreich in die tieferen Geländehänge geschoben. Damit wurde eines der beliebtesten Ski- und Rodelgebiete der Moskowiter plattgemacht.

Anschließend wurde die Baugrube für den zentralen Gebäudetrakt ausgehoben. Da kam selbst ich ins Staunen! 475 m lang, 125 m breit und 18 m tief. Die Baugrube war so konzipiert, dass man an den beiden Enden rein- und rausfahren konnte.

Zusätzlich wurden in dieser gewaltigen Grube noch einmal alle 75 m eine 15 m tiefe und 10 m im Quadrat messende Grube für die Stahlbeton-Anker des Hauptgebäudes ausgehoben.

Obwohl ich den fertigen Gebäudekomplex bereits schon als Modell gesehen hatte, konnte ich mir erst beim Anblick dieser riesigen Baugrube eine ungefähre Vorstellung von der gewaltigen Erscheinungsform des fertigen Bauwerkes machen.

Ich hätte jedoch besser meine Aufmerksamkeit der zu erwartenden Arbeit gewidmet!

Bisher wurden wir Studenten lediglich nur für einige kleinere Planierungsarbeiten mit Schaufel und Spaten eingesetzt. Aber als die Baugrube ausgehoben und die Verschalungsarbeiten beendet waren, wurden die Einsätze für uns Studenten zur Knochenarbeit.

Denn kaum waren die provisorischen Zufahrtsstraßen in Form schwerer Stahlbetonplatten verlegt, auf denen die Baufahrzeuge mit dem Baumaterial fahren konnten, da hieß es Material abladen. Sand, Kies und Steine wurden zwar abgekippt, aber die zig-tausende von Zementsäcke mußten von Hand abgeladen werden.

An den Gruben für die Stahlbeton-Anker standen große Beton-Mischmaschinen mit einem Fassungsvermögen von 3 Kubikmeter Mischmasse, die die Füllung dieser Gruben mischten, aber das Mischgut selbst mußten wir Studenten mit Schaufeln in die Mischtrommeln in einem bestimmten Mischungsverhältnis einschaufeln. Jede dieser 12 großen Ankergruben benötigte immerhin 1 500 Kubikmeter Beton oder 500 fertige Mischungen! 18 000 Kubikmeter Mischbeton wurden allein für die Ankergruben benötigt und das Mischgut von uns Studenten in die Mischtrommeln reingeschaufelt.

Wir Studenten waren in zwei Füllbrigaden zu je 5 Mann pro Mischmaschine eingeteilt, wobei der fünfte Mann nur für die entsprechende Menge Wasser zuständig war, während die vier anderen auf Teufel-komm-raus schaufelten. Während die eine Füllbrigade schuftete, konnte die andere eine Verschnaufpause machen. Die Maurer hatten alle Hände voll zu tun mit der Herstellung der Armierungsgitter für den Stahlbeton und konnten uns weder antreiben noch beaufsichtigen, so warfen wir die Zementsäcke einfach ganz in die Mischtrommel. Dadurch wurde unnötiger Zementstaub vermieden.

Außer den Mischmaschinen an den Ankergruben gab es noch einige Dutzend kleinere manuelle Mischplätze innerhalb der riesigen Baugrube, dort wurden per Handmischung kleinere Mengen Beton gemischt, die nur als Füllung für schmale Mauerfundamente gedacht waren. Aber auch hier hieß es schaufeln, schaufeln, schaufeln... , bis dass die Arme abfielen.

Diese Malocherei hatte zur Folge, dass innerhalb weniger Tage alle von uns über Sehnenscheidenentzündung in den Handgelenken klagten. Bei einigen Kommilitonen war das sogar so schlimm, dass ihnen mitten beim Suppelloffeln der Löffel einfach aus der Hand fiel.

Nachdem die Zahnplomben, wie wir die Ankergruben nannten, gefüllt waren, kam ein gutes Dutzend Maurerbrigaden angerückt, die nun mit der Erstellung des Basements begannen. Wieder waren wir Studenten zum Betonmischen eingesetzt, denn der größte Teil des Basements wurde in Beton-Verbundform hergestellt. Aber weil eine große Anzahl Doppel-T-Träger mit verbaut werden mussten, deren Einbau einige Zeit in Anspruch nahm, konnte das Betonmischen an den Mischstellen einigermaßen ruhig vonstatten gehen. Bei den Zahnplomben war Akkord angesagt, weil die 1500 Kubikmeter Betonmasse je Ankergrube gleichmäßig abbinden musste.

Nachdem das Basement fertiggestellt war, konnte man an jedem Wochenende ein stetiges Hochwachsen des Mauerwerkes feststellen.

Aber inzwischen wurden zwei neue Baugruben für die beiden Längstrakte vor dem Zentralgebäude ausgehoben. Auch hier waren die Abmessungen mit 210 m Länge und 65 m Breite sowie einer Tiefe von 18 m einer Großbaustelle würdig.

Inzwischen hatten wir Studenten bei unseren Einsätzen die Wahl zwischen Betonmischmaschinen oder Mörtelmischmaschinen zu füllen.

Da wir nur am Wochenende eingesetzt wurden, bekamen wir nicht nur kein Geld für unsere Arbeitsleistung, auch die Sonderzuteilungen von Milch, Kernseife und Arbeitskleidung, die ab und zu auf der Baustelle verteilt wurden, kannten wir nur vom Hörensagen.

Hin und wieder erschienen einige Reporter von der Moskauer Lokalredaktion der Prawda, um Stimmungsbilder einzufangen. Sonderbarerweise gab es dann meistens eine Extraration Milch auf der Baustelle. Das konnten wir ein paar Tage später brühwarm in der Zeitung nachlesen.

Einmal erschien ein Filmkollektiv von der Wochenschau der Mosfilm-Studios in Moskau. Da rannten unsere Hundertschaftsführer und Brigadiere wie die aufgeregten Hühner auf der Baustelle herum und organisierten „enthusiastischen Aufbauwillen auf einer Großbaustelle des Kommunismus.“

Da erschienen wie aus heiterem Himmel zwei Abordnungen vom Komsomolverband und sangen Lieder. Überall wehten Fahnen und Wimpel. Auch Väterchen Stalin lachte vergnügt von einigen auf erhöhten Podesten aufgestellten großformatigen Bildern.

Nach einer knappen Stunde war der Zirkus vorüber und der Baustellenalltag hatte uns wieder.

Zum Glück für uns Studenten hatten wir immer eine Woche Zeit zum Relaxen, aber das nächste Wochenende war schnell da und das bedeutete nicht nur harte Knochenarbeit, sondern man verdreckte bei der Arbeit bis fast zur Unkenntlichkeit.

Am schlimmsten waren die Regentage. Da war nicht nur die gesamte Baustelle mit knöcheltiefen Schlamm bedeckt, sondern der Zement- und Kalkstaub wurde als Milchsuppe über den ganzen Körper verteilt.

Meine mühsam mit der Plakatmalerei erarbeiteten Jacken und Hosen waren völlig verwaschen.

Arbeitskleidung wurde nicht gestellt, so dass wir in unseren eigenen Sachen arbeiten mussten. Gesuche an die Dekanatsleitung, um Arbeitskleidung gestellt zu bekommen, wurden mit der Begründung abgelehnt, dafür ist die Baustellenleitung zuständig. Aber die Baustellenleitung blockte die Gesuche mit der Begründung ab, nicht dafür zuständig zu sein, sondern unsere Einsatzleitung.

Auf die Idee einfach zu streiken kam von uns natürlich niemand, denn das hätte verhängnisvolle Folgen gehabt.

So sind wir im Wohnheim mit samt unseren verdreckten Klamotten einfach unter die Dusche gegangen und haben den Dreck heruntergeschwemmt. Anschließend wurden die Sachen ausgezogen und der nackte Körper abgeduscht. Dabei trampelte man mit den Füßen auf den Sachen herum, um möglichst viel Dreck heraus zu waschen.

Wenn man dann in den gesellschaftswissenschaftlichen Vorlesungen sich anhören muss, dass in den kapitalistischen Ländern der Mensch durch den Menschen ausgebeutet wird, da konnte man nur noch dankbar stöhnen: Gott sei Dank! Bei uns es es genau umgekehrt!

Dennoch, wir Studenten durften uns noch glücklich schätzen, nur am Wochenende ausgebeutet zu werden. Die Bauarbeiter, zu 70 % Frauen, mussten jeden Tag bei jedem Wetter schuften. In drei Schichten zu jeweils 8 Stunden, mit einer Leistungsnorm, die dem tariflichen 10 Stunden Arbeitstag in der Sowjetunion angepasst war, schufteten die Frauen für einen Lohn, der gerade für den dringenden Lebensbedarf eines Monats ausreichte. Wenn es dann mal auf der Baustelle pro Kopf eine Flasche Milch gab, oder hin und wieder mal ein Stück Kernseife, dann kam sogar so etwas wie Stimmung auf.

Das Beton- oder Mörtelmischen hat sich über meine gesamte Studienzzeit auf dieser Großbaustelle hingezogen. Natürlich gab es auch Alternativen zum stupiden Sand und Kalk oder Kies und Zement in die Mischmaschinen zu schaufeln.

Zum Beispiel Steine vom Lagerplatz zu den verschiedenen Lastaufzügen mit Schubkarren zu transportieren. Von den drei verschiedenen Mauersteingrößen, die auf dem Bau Verwendung fanden, wurden pro Schicht stets mehrere tausend Stück vermauert.

Die Maurerbrigaden arbeiteten alle im Akkord und bei jedem Schichtwechsel wurde die Arbeitsleistung genau nachkontrolliert.

Zusätzlich wurde wenigstens einmal in der Woche ein sogenannter Schichtwettbewerb unter den einzelnen Maurerbrigaden ausgetragen, bei dem es darum ging, die Schichtnorm möglichst weit über das Soll zu erfüllen. Am Wochenende wurde dann die Brigade an der Leistungstafel namentlich aufgeführt und geehrt.

Das war auch schon der ganze Lohn für die Schufferei!

Im Gegensatz zum Russischstudium hatte ich beim Fachstudium kaum Schwierigkeiten, so dass ich die Semesterprüfungen stets mit der Note 5 (gut), zweimal sogar mit der Note 6 (sehr gut), aber auch einmal mit einer 4 (ausreichend) bestand.

Wenn die dreckige Schufferei am Wochenende nicht wäre, könnte sich sogar so etwas wie studentischer Übermut bei mir einstellen. Denn inzwischen sind die Essenrationen erhöht worden, so dass zumindest das permanente Hungergefühl nicht mehr da ist.

Zwischenzeitlich habe ich auch eine nette Kommilitonin von der geologischen Fakultät kennengelernt und hatte damit prompt das nächste Problem auf dem Hals.

Meine Sachen waren auf dem Bau derart ramponiert worden, dass man damit keinem Mädchen unter die Augen treten konnte. Inzwischen war es Oktober 1951, so dass ich nicht mehr im Trainingsanzug im Freien herumlaufen konnte, ohne mir den Tod zu holen. Zusätzlich befand ich mich im Abschlußsemester und mußte für das Examen büffeln. Aber die Subbotniki gingen weiter, so dass mir kaum Zeit blieb, mit Plakat- und Transparentmalerei zu ordentlicher Kleidung zu kommen.

Zum Glück standen die Revolutionsfeierlichkeiten kurz bevor und das bedeutete erhöhter Bedarf an Plakaten und Transparenten mit den üblichen Parolen. Die früheren Plakate und Transparente verloren in der Regel schon deshalb ihre Gültigkeit, weil in der „Prawda“ zu den verschiedenen Anlässen stets neue Parolen ausgegeben wurden, die es galt auf den Plakaten und Transparenten aufzumalen. Dadurch hatte ich stets Arbeit.

So kontaktierte ich meine früheren Kunden und gab zu verstehen, dass ich unter den selben Bedingungen wie früher zum Anfertigen der Plakate und Transparente zur Verfügung stehe.

So mußte ich nun noch zusätzlich bis in die Nacht hinein arbeiten, aber die Aussicht auf ordentliche Kleidung ließ dieses Ungemach verblassen.

Dumm war nur, kaum hatte unsere Kaderleitung spitz bekommen, dass ich Plakate male, schon wollte man mich dazu verpflichten, für den Demonstrationzug unserer Fakultät ebenfalls Transparente anzufertigen. Als Gegenleistung versprach man mir einen Bezugsschein für eine Schlosserkombination.

Da ich noch vier Monate auf dem Bau arbeiten mußte, sagte ich zu und fertigte zusätzlich noch drei kleine Transparente an.

So verging auch das Jahr 1951 und nun hieß es für das Examen in der letzten Februarwoche büffeln.

Die Examensprüfungen waren für den Zeitraum von Montag, dem 25. Februar 1952 bis Freitag, den 29. Februar 1952 anberaumt. Der 1. und 2. März waren dann in altgewohnter Weise wieder die üblichen Subbotniki.

Anfang März konnte ich mir das Abschluß-Zertifikat vom Rektorat der Universität abholen und wurde angenehm überrascht.

Als Abschlußnote hatte ich mit der Note 5 geliebäugelt, aber in allen drei Prüfungsfächern hatte ich die Note 6, was mir den zusätzlichen Zertifikats-Eintrag > Mit Auszeichnung < einbrachte. So bekam ich noch zum Zertifikat eine kleine runde Goldmedaille ausgehändigt.

Fast hätte ich vor Freude geweint, wenn da nicht die Ungewißheit wäre, was hat man denn nun mit dem frischgebackenen Staatsökonom vor.

Das Studentenwohnheim musste ich verlassen und wurde im Gästehaus der Universität einquartiert. So wurde ich die lästigen Subbotniki los und hatte tagsüber genügend Zeit, mich mit Plakatmalerei zu beschäftigen, denn ich musste noch an vernünftiges Schuhwerk kommen und Unterwäsche benötigte ich auch dringend.

Jeden Tag konnte nun die Abkommandierung zum neuen Einsatz kommen, bis dahin wollte ich mir noch etwas zusätzliche Sachen erarbeiten.

Viel Zeit blieb zur Pflege meiner Beziehung zu meiner neuen Bekanntschaft nicht, denn meine Freundin Ludmila hatte noch ein Semester Studium vor sich und am Samstag war sie auf der Baustelle, die ich inzwischen tunlichst mied.

Aber für ein paar gemeinsame Stunden war immer etwas Zeit übrig und so bahnte sich zwischen uns eine dauerhafte Beziehung an, die dann auch über 30 Jahre währte.

Nach dem Examen führte mich Ludmilla stolz ihren Eltern in Moskau-Butowo vor, was schon einer Verlobung gleichkam.

In der letzten Märzwoche 1952 bekam ich meine Abkommandierung nach Irkutsk zugestellt, um dort einem Kollektiv von Geologen und Geophysikern zugeteilt zu werden.

Fazit

Alles in allem betrachtet konnte ich mit meinem Schicksal in der Sowjetunion einigermaßen zufrieden sein. Ich habe gehungert, dass ich ohne weiteres einen Kanten Brot aus dem Mülleimer hervorgeholt und gegessen hätte. Ich habe im Winter gefroren, dass ich mich nur mit dicken Lagen Zeitungspapier auf Brust und Rücken und um die Beine gewickelt über die schlimmsten Frosttage retten konnte. Ich musste Schuften wie ein Sklave und habe dabei noch alle meine Anziehsachen ramponiert.

Und dennoch, es gab in der größten Not immer den einen oder anderen Ausweg, um sich vor einer persönlichen Katastrophe zu bewahren. Durch meine guten graphischen Fähigkeiten konnte ich mir so manchen zusätzlichen Napf Essen oder warme Sachen zum Anziehen verschaffen.

Oft war es nur ein Leben auf Raten oder ein Darben von einem Tag zum anderen. Aber die Moskowiter hungerten und froren genau so wie ich.

Solange ich mit meinen erbärmlichen Anziehsachen in der Metro fuhr, sah ich nur freundliche Gesichter um mich herum. Als ich mir durch meine Plakat- und Transparentmalerei gute Kleidung verschafft hatte, waren die Gesichter um mich herum versteinert und die Gespräche verstummten. Vor so einem musste man eben auf der Hut sein!

Was meinen derzeitigen Status als Staatsökonom betrifft, so machte ich mir keinerlei Illusionen. Aber ich denke ja doch, dass zumindest die primitive Schufterei mit Schippe und Spaten ein Ende hat.

Außerdem hat hierzulande die >интеллигенция< stets eine Vorzugsbehandlung erfahren, so dass ich hoffen darf, etwas mehr Geld zu verdienen und leichter an die verschiedenen Bezugsscheine zu kommen.

Als Anschlußbeitrag empfehle ich den Beitrag: **Der Baikalsee**. Da ist unter anderem geschildert, wie mein erstes Außenkommando als Staatsökonom in der Sowjetunion verlief.